



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

auch etwa darüber hinaus mit ihnen in ein Gespräch einläßt, so sollte nicht sofort das Urteil über ihn gefällt werden, er habe dadurch nur mit seinen Kenntnissen prahlen wollen. Meist liegt dieser Handlungsweise ein sehr lobenswertes Streben nach Bethätigung und Vervollkommnung erworbener Sprachkenntnisse zu Grunde. Erwägt man, daß unsre Knaben und Mädchen infolge der an den meisten unsrer Schulen geübten unpraktischen und verkehrten Lehrmethode nach sechs- und mehrjährigem Studium meist kaum einen Satz fließend französisch oder englisch sprechen können, und nur einer verschwindend kleinen Anzahl nach dem Verlassen der Schule oder später Gelegenheit geboten ist, sich im Auslande in den fremden Sprachen zu vervollkommen, so wird man es erklärlich finden, daß jeder, der nur einigermaßen strebsam ist, es mit Freuden begrüßt, wenn ihm dazu in der Heimat durch Verkehr mit Ausländern Gelegenheit geboten wird. Daß man sich dadurch nicht in den Augen der Fremden erniedrigt, habe ich oft genug persönlich erfahren und zu beobachten Gelegenheit gehabt. Darum kann ich mich auch, sobald jemand solches Entgegenkommen des Deutschen mit scheelen Augen ansieht und als niedrige Ausländerei tadelt, nie des Gedankens erwehren, daß für ihn wohl nur die Trauben zu hoch hängen. Und wenn sich auch wirklich einmal ein smarter Amerikaner einbilden sollte, er habe das Übergewicht über uns, weil wir uns herbeilassen, seine Sprache mit ihm zu sprechen, so täuscht er sich eben; im Grunde genommen sind wir ihm doch überlegen, wir profitieren von ihm und machen ihn uns und unsern Zwecken dienstbar. Dieses Bewußtsein der Überlegenheit stärkt auch das nationale Selbstgefühl.

Dächte und handelte jeder so, so kämen wir weiter als mit dem ewigen nutzlosen Lamentiren, durch das wir uns dem Ausländer gegenüber, zu dessen Ohren das doch schließlich auch dringt, nur schaden; denn sobald es sich um etwas handelt, was geeignet ist, uns in seinen Augen herabzusetzen, ist er nur zu leicht geneigt, alles für wahr zu halten.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Viel Lärm um nichts. Diese Aufschrift paßt ja im allgemeinen für den politischen Teil der Zeitungen, aber es giebt Perioden, wo die Richtigke noch wichtiger sind als gewöhnlich, und zu diesen gehört die eben abgelaufne Osterzeit. Daß die Konservativen und die Christlich-Sozialen nichts mehr von einander wissen wollen, und daß sich Stöcker für jene entschieden hat, ohne vor der Hand recht zu wissen, in welche Unterabteilung er gehört, das sind ja immerhin einigermaßen politische Ereignisse; aber was geht es uns an, welcher der beteiligten Herren es beim Scheidungsprozeß mit der Wahrheit etwas weniger genau genommen hat, ob Herr Stöcker, oder Herr Krause, oder die Herren vom Eiserausschuß? Mögen sie doch die Sache in einem privaten Briefwechsel oder meinetwegen in Duellen unter sich ausfechten! Freilich ist es auch wieder angenehm, wenn recht viel in

die Zeitung kommt, was jeder vernünftige Mensch überschlägt, da wird man rascher fertig mit der lästigen Arbeit. Ebenso überflüssig wie die Veröffentlichung des Gezänks dieser Herren sind die Staatsrettungsthaten des Freiherrn von Stumm und die Zeitungsberichte darüber. Die nächste Wirkung davon ist, daß sogar ein Teil der sanftmütigen Nationalliberalen im Saargebiet anfängt, wild zu werden, da sich ihr protestantisches Bewußtsein dagegen empört, daß die evangelischen Arbeitervereine verfolgt werden, während die katholischen unangefochten wirken dürfen. Der Freiherr, der über zu viel Arbeit klagt, bereitet sich wirklich recht unnütze Arbeiten, Sorgen und Verdrießlichkeiten. Er soll nur alle Arbeitervereinigungen, mögen sie sich sozialdemokratisch oder evangelisch oder katholisch nennen, ungehoren lassen, sie werden weder den Staat noch seine Eisenwerke umwerfen. Wenn er sich, anstatt leidenschaftlich zu kämpfen, einen Augenblick gelassen umschaute, würden ihn die Thatfachen belehren. So würde er z. B. in Nr. 29 der sozialdemokratischen Neuen Zeit einen Bericht über die Arbeiterbewegung in den Vereinigten Staaten von F. A. Sorge finden und daraus ersehen, daß es in diesem locker gefügten Staatswesen, wo den Personen wie den Vereinen weit mehr Bewegungsfreiheit gestattet ist als bei uns, herzlich schlecht damit steht, und daß von Gefahr eines sozialen Umsturzes auch nicht die Spur vorhanden ist. Alle Streiks verlaufen zu Ungunsten der Arbeiter. In Amerika, wo die Thatfachen nicht durch eine von Staatserhaltenden aufgestellte und mit Schreckbildern bemalte Theaterdekoration verdeckt werden, tritt eben klar zu Tage, was dem Denkenden von vornherein feststeht, daß der ärmste Teil der Bevölkerung immer auch der schwächste ist. Geht es den Arbeitern gut, so denken sie nicht daran, Revolution zu machen, sondern sind froh, daß sie ein angenehmes Leben haben, geht es ihnen schlecht, wie es ihnen denn drüben die letzten Jahre hindurch recht schlecht gegangen ist, so sind sie schon zum Streiken, geschweige denn zum Staatumstürzen zu schwach. Was Sorge ganz besonders beklagt, das ist die heillose Verfahrenheit der amerikanischen Arbeiterschaft; nicht einmal die Proletarier von Newyork lassen sich unter einen Hut bringen, sondern ihre verschiedenen Organisationen bekämpfen einander aufs wütendste. Nun, diesem Übelstande könnte abgeholfen werden. Man brauchte bloß die Verwaltung der Vereinigten Staaten so zu zentralisieren wie die des deutschen Reichs, ein Ausnahmegesetz zu erlassen, eine Ära politischer Verfolgungen einzuleiten, die Vereins-, Preß- und Redefreiheit der Arbeiter aufzuheben, Polizei und Justiz nach preußischem Muster zu handhaben — heidi! wie würden da alle amerikanischen Arbeiter unter eine gemeinsame Fahne flüchten! Und dieses System, das der Arbeiterbewegung in Deutschland zu einem Schein von Gefährlichkeit verholfen hat, dieses System, mit dem Crispi in Italien binnen zwei Jahren eine mächtige Proletarierpartei zustande gebracht haben würde, wenn die „liberalen“ italienischen Regierungen nicht sämtlich so vorsichtig gewesen wären, den Proletariern die Schulbildung vorzuenthalten, dieses System möchte der staatsweise Freiherr, das ist der Inhalt seiner Politik, auf die Spitze treiben!

Um ein Nichts handelt es sich auch bei der Sisyphusarbeit des Reichstags an den neuen Strafparagrafen, mit denen dem „Mittelstande“ aufgeholfen werden soll, wenn man den für diesen zu hoffenden Nutzen als „etwas“ bezeichnet. Das Elend besteht bekanntlich darin, daß es mehr Menschen als „Nahrungen“ giebt, wie der altmodische hübsche Ausdruck in Zusammensetzungen wie Aekernahrung, Schmiedenahrung lautet. Geholfen werden könnte doch nur dadurch, daß man das Verhältnis umkehrte und einen Zustand schüfe, wo die Zahl der Nahrungen größer wäre als die der versorgenden Menschen. Wenn man statt dessen die Leute, die

sich mit einander um den Bissen Brot halgen, auch noch mit Kriminalprozessen belästigt, so kann doch dadurch das Elend nicht geringer, sondern nur ärger werden. Die Staatsgewalt soll regelnd eingreifen in den Kampf um den Broterwerb, gewiß, dazu ist sie da; aber die Eingriffe müssen vernünftig sein. Strafrechtliche Eingriffe sind nur im Falle zweifelloser Verbrechen vernünftig, z. B. wenn ein Korbmacher, um seine Körbe billiger als alle seine Konkurrenten verkaufen zu können, nicht allein die Ruten, sondern auch die Körbe stiehlt. Und die zivilrechtliche Thätigkeit hat sich auf die Fälle zu beschränken, wo neue Erwerbsarten, neue Betriebsformen, neue Genossenschaften, neue Verhältnisse zwischen Gliedern einer Produktionsgesellschaft (z. B. zwischen Konfektionär, Zwischenmeister und Schneiderin) hervortreten, die der gesetzlichen Anerkennung oder Regelung bedürfen. Die meisten neuern „Novellen“ bedeuten nicht eine gesetzliche Regelung des Kampfes ums Brot, sondern ein Hineinziehen der Staatsgewalt in die Balgerei: sie soll dem einen helfen, dem andern einen Bissen wegzuschnappen. Schon haben in Berlin und Köln große Versammlungen erklärt, durch das Verbot des Detailchreißens (so heißt das Ding ja wohl?) würden Hunderttausende von Existenzen vernichtet, die auch zum Mittelstande gehören, namentlich viele Schneider, die ihre Kunden aufsuchen müßten, um sie zu behalten; den Vorteil von dem Verbot würden allein die großen Magazine und Versandgeschäfte haben. Diesen will ja nun der Antrag Brochhausen auf eine steigende Betriebssteuer zuleibe gehen; allein Herr Miquel, der übrigens allen diesen Bestrebungen durchaus sympathisch gegenübersteht — Minister sind viel zu gutherzige Leute, als daß sie nicht allen Wünschen aller sympathisch gegenüber stehen sollten — glaubt doch voraussagen zu können, daß das Unternehmen an unüberwindlichen steuertechnischen Schwierigkeiten scheitern werde. Auf die Entwicklung dieser Angelegenheit darf man gespannt sein. Wir haben wiederholt auf den ungeheuern Widerspruch hingewiesen, der darin liegt, daß dieselben Parteien, die unausgesetzt gegen den „Zwischenhandel“ deklamieren und möglichst unmittelbaren Verkehr zwischen Produzenten und Konsumenten fordern, zugleich den stehenden Kleinhandel, den Theoretiker und Praktiker des Kaufmannsstandes für eine überwundene und nicht länger haltbare Form der Warenverteilung erklären, mit Gewalt aufrecht erhalten und die zentralisirten Verteilungsanstalten wie Magazine und Versandgeschäfte vernichten, den unmittelbaren Verkehr zwischen Produzenten und Konsumenten in Konsumvereinen und durch Hausirer, die von Fabrikanten ausgesandt werden, verbieten möchten. Diese ganze Gesetzgeberei ist ein wüßtes, wildes Umfischschlagen, wobei wohl selten einer einen Streich führt, der nicht auf ihn selbst oder auf seine Kinder zurückprallte. Wie mancher Kaufmann, der sich durch drakonische Bestrafung des sogenannten Verrats von Geschäftsgeheimnissen junge, aufstrebende Konkurrenten vom Leibe halten will, wird es erleben müssen, wie durch diese Paragraphen seinen eignen Söhnen die Begründung der Selbständigkeit unmöglich gemacht wird.

Nicht viel anders steht es um das Börsengesetz. Eine angesehenere Zeitung, die wir aus Schonung nicht nennen wollen (denn der Unglückliche verdient Schonung, und unglücklich sind Redakteure, die gegen ihre eigne Überzeugung schreiben müssen) geberdet sich ihrer Kundenschaft wegen für gewöhnlich extrem agrarisch und börsenfeindlich. Weil sie aber gar wohl weiß, wie alles steht, bringt sie — für zukünftige Fälle und Wendungen — von Zeit zu Zeit einen sachkundigen Artikel von einem Fachmann, der das Gegenteil von dem sagt, was ihre gewöhnlichen Gefälligkeitsartikel sagen. So kürzlich einen über die geplanten Börsenregister, mit denen man das Börsenspiel auszurotten gedenkt. Der Verfasser kommt zu dem

Ergebnis: es wird an der Effektenbörse nicht weniger gespielt werden als bisher, nur nicht mehr in Form von Termingeschäften, sondern in Form von Kassageschäften; das Spielen wird höhere Spesen verursachen, aber durch die Kosten läßt sich kein Spekulant abschrecken. Und — die kleinen Bankiers werden zu Grunde gehen; diese kleinen sind aber keineswegs durchweg die unsolidern und untüchtigern. Sogar Maßregeln wie die Kornhäuser werden von denen gefürchtet, denen sie helfen sollen. Die Deutsche Tageszeitung meint, und das ist vollkommen richtig, wenn damit die Einführung von Warrantscheinen verbunden werden sollte, so werde das Getreide noch mehr als bisher Gegenstand der Spekulation werden. Andre befürchten, die Anhäufung des Getreides in Lagern werde den Preisdruck erhöhen. Gewiß wird sie das; jede Verbesserung des Handels verbilligt die Waren; will man die Waren teurer machen, so muß man den Handel nicht verbessern, sondern verschlechtern. Übrigens meint sogar die Frankfurter Zeitung, daß die Gründung von Getreideabsgenossenschaften ein gesunder Gedanke und eines Versuchs wert sei.

Klasseninteresse und Kritik. Über meine unter dem Titel: Grundbegriffe und Grundsätze der Volkswirtschaft im Grenzbotenverlag erschienene kleine Volkswirtschaftslehre bringt die Post in der Nr. 97 vom 9. April eine Rezension, die man wohl als einen interessanten Fall bezeichnen darf. Sie schreibt, ich sei ihren Lesern als ein Schriftsteller bekannt, „der, wenn er sich auch noch so laut als ein Gegner der Sozialdemokratie bekennen mag, im Grunde mit ganzer Haltlosigkeit*) im sozialistischen Wasser treibt und durch seine Schriften die Entwicklung geradezu staatsgefährlicher Gedanken fördert.“ Wie meine Leser wissen, gebe ich überall, wo vom Sozialismus die Rede ist, namentlich auch im neunzehnten Kapitel des vorliegenden Buches, ganz genau an, in welchen Punkten Marx und Engels (denn diese allein von allen Sozialisten kommen wissenschaftlich in Betracht) meiner Ansicht nach Recht und in welchen sie Unrecht haben; heißt das haltlos in einem fremden Fahrwasser treiben? Die ersten Kapitel des Buches, heißt es dann weiter, enthielten noch nichts, was „geradezu anstößend [so!] wirken könnte“; allmählich aber ändere sich der Ton. „Sentsch pflichtet mehr und mehr den Lehren von Marx offen bei; zwar hat er hier und da Einwendungen gegen einzelne Sätze dieses Vorkämpfers der Revolution zu machen; sehen wir aber genau hin, so beschränken sich diese Einwendung eigentlich auf die Fälle, wo Marx seinen Entwicklungen ausschließlich englische Verhältnisse zu Grunde legt, während Sentsch sonst die Ansichten von Marx durchaus zu den seinigen zu machen bereit ist (so z. B. bei der Preisbildung). Eine grundsätzliche Ausnahme dieser gefährlichen Gefolgschaft haben wir nur in einem Kapitel (14) feststellen können, das die Frage von Geld und Währung behandelt; was der Verfasser hier sagt, ist beherzigenswert.“ Auf Einzelheiten und auf Widerlegung meiner Lehrsätze und Forderungen könne sich Rezensent nicht einlassen. „Es muß hier genügen, darauf hinzuweisen, daß er gerade in solchen Fragen, wie es z. B. das Kapital ist, vollständig im sozialdemokratischen Lager segelt**) und hier die Arbeiten eines Marx oder Bebel für ihn maßgebend sind.“ Wer das liest, der muß glauben, mein Buch sei, die Anfangskapitel abgerechnet, ein Auszug aus Marxens „Kapital“ oder Bebel's „Frau“ (andre „Werke“

*) Wie ungeschickt! Ein so vornehmes Blatt sollte sich doch ein ordentliches Deutsch leisten können!

**) Frage des Lesers: welches der verschiedenen sozialdemokratischen Lager ist denn von einer Überschwemmung heimgesucht worden? Das Leipziger jedenfalls nicht, denn die Pleiße ist nicht ausgetreten.

Wobels kenne ich nicht). In Wirklichkeit habe ich Wobels bloß einmal (S. 397) als Utopisten erwähnt, und was Marx anlangt, so möchte ich wohl die wissenschaftliche politische Ökonomie sehen, die es fertig brächte, den Mann zu ignorieren, der, gleichzeitig mit Rodbertus, seit Ricardo den ersten entscheidenden Schritt nach vorwärts gethan hat. Über diese wissenschaftliche Pflicht bin ich jedoch nicht hinausgegangen. Die Lehre vom Wert und von der Preisbildung und die Krisenlehre sind das einzige, worin ich mich auf Marx stütze. In der Lehre vom Kapital stelle ich, objektiv berichtend, die verschiedenen Kapitalbegriffe, darunter auch den Marxschen, neben einander und schließe mit der Bemerkung, so oft über das Kapital verhandelt werden solle, hätten die Verhandelnden jedesmal erst festzustellen, welchen von den fünf erörterten Kapitalbegriffen sie meinten. Ich persönlich gebe, wie aus meiner Darstellung hervorgeht, dem Sprachgebrauch, nicht von Marx, sondern von Rodbertus und Wagner den Vorzug, kann aber natürlich andre Leute nicht hindern, einem andern Sprachgebrauch zu folgen. In der Lehre von der Rente, die dem Rezensenten das allerunangenehmste in meinem Buche sein dürfte, stütze ich mich auf den mecklenburgischen Junker von Thünen und den pommerischen Junker Rodbertus. Gerade in der Lehre vom Gelde und von der Währung wüßte ich keinen Unterschied zwischen meiner und Marzens Auffassung anzugeben, nur daß es Marx mit dem Währungstreit, der heute die Parteien erhitzt, und auf den ich daher eingehen mußte, noch nicht zu thun hatte. Der Rezensent findet das, was ich darüber sage, beherzigenswert; nun, wenn er den zweiten und dritten Band von Marx durchstudirt, die vorzugsweise von Geldsachen handeln, wird er noch viel mehr darin finden, was für seine Auftraggeber, die lauter große Geldleute sind, weit wichtiger ist, als für mich und die Mehrzahl meiner Leser, die wir das nicht sind. Meine Einwendungen gegen Marx aber betreffen nicht, wie der Rezensent glauben machen will, einzelne untergeordnete Punkte, sondern sie laufen alle auf eine Einwendung hinaus, und diese trifft gerade das Fundament der Sozialdemokratie. Ich sage auf Seite 403 ff. des Buches und habe es sonst schon unzähligemal gesagt: Marx hat den volkswirtschaftlichen Entwicklungsprozeß Englands richtig beschrieben, aber er hat daraus drei falsche Folgerungen gezogen, erstens, daß die Sache überall so verlaufen müsse wie in England, zweitens, daß die begonnene Vermögenskonzentration bis zur Proletarisierung des ganzen Volks fortschreiten und dadurch den Umschlag des in wenigen Händen aufgehäuften Privatbesitzes in Gemeinbesitz herbeiführen müsse, drittens, daß der Kleinbetrieb binnen kurzem in allen Produktionszweigen aufhören werde, lebensfähig zu sein. Diese drei Folgerungen bilden die theoretische Grundlage der aus thatsächlichen Mißständen entsprungenen Sozialdemokratie, und diese drei Folgerungen widerlege ich im 19. Kapitel des Buches, wie ich es sonst schon gethan habe.

Daß in diesem 19. Kapitel, wie der Rezensent weiter schreibt, die Tendenz des ganzen Buches klar zu Tage trete, und daß mir Opposition gegen die in Deutschland bestehende Regierung der Hauptzweck sei, ist eine Albernheit, gegen und über die sich weiter nichts sagen läßt, als daß eben ein Tendenzkritiker, der den Auftrag erhalten hat, ein Buch zu boykotten, keine auch noch so dumme Lüge vermag zu schmäheln, wenn sie nur Erfolg verspricht. Komisch klingt es in den Spalten eines Blattes, dessen Patrone im Mittelpunkt der sich vorzugsweise national nennenden Politik stehen, wenn mir der Vorwurf gemacht wird, ich hätte nicht eine allgemeine, sondern nur eine nationale Volkswirtschaftslehre geliefert. Es ist richtig, daß ich mehr berücksichtigt habe, was uns Deutschen, als was den Engländern, Russen, Chinesen oder Negern in wirtschaftlicher Beziehung nützt oder schadet, nötig

oder erwünscht ist, aber ich glaube nicht, daß die Leser über diese Abweichung von der strengen Wissenschaftlichkeit, wenn es eine ist, böse sein werden. Am Schluß scheint der Rezensent die unsinnige Behauptung, Opposition gegen die Regierung sei mein Hauptzweck, einigermaßen begründen zu wollen, denn er beschwert sich darüber, daß ich sage, die Staatsbetriebe seien noch keine Musterbetriebe, und daß ich von dem Guten, was der Staat in dieser Beziehung geleistet habe, nichts erwähne. Ein volkswirtschaftliches Lehrbuch hat aber nicht der Regierung Lobhymnen zu singen, sondern die Aufgaben des Staats zu bestimmen und die Punkte anzugeben, in denen er den an ihn zu stellenden Forderungen noch nicht gerecht wird. Finden denn die Konservativen, die ja doch wohl nicht „im sozialdemokratischen Lager segeln,“ an der „in Deutschland bestehenden Regierung“ alles zu loben? Insbesondere, meint der Rezensent, hätte der „industriellen Unternehmungen der von Zentsch verschiedentlich so arg mitgenommenen Militärverwaltung“ gedacht werden sollen. Hier hört jede Möglichkeit einer parlamentarischen Bezeichnung für die Taktik des Rezensenten auf. Ich habe nämlich, so viel ich mich erinnere, in meinem ganzen Leben noch gar nichts über die Militärverwaltung geschrieben, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ich nicht über Dinge schreibe, von denen ich nichts verstehe. Im vorliegenden Buche habe ich die Militärverwaltung einmal erwähnt, und zwar auf Seite 309 in der Anmerkung, wo ich mich in einer Frage des Getreidehandels auf die Autorität des preussischen Kriegsministeriums berufe.

Vorstehendes habe ich nicht geschrieben, um meine Bücher von dem Verdacht der Staatsgefährlichkeit zu reinigen; die Welt weiß schon, was darunter zu verstehen ist, wenn die Herren von der Post jemanden oder etwas für staatsgefährlich erklären. Es sollte nur an diesem interessanten Falle einmal gezeigt werden, nach welcher Methode sie verfahren, wenn sie die Verbreitung ihnen unbequemer Ideen und Wahrheiten hemmen wollen.*)

C. J.

*) Als die Post noch nicht im Stummischen „Lager segelte“ oder ihren Wind noch nicht in dem Maße von dort empfing wie jetzt, urteilte sie folgendermaßen über Zentsch:

... Der Bücherchatz des deutschen Volkes ist in diesem Buche (Geschichtsphilosophische Gedanken) um ein Werk bereichert worden, das sowohl seines geistigen Gehalts wie seiner musterhaften Sprache wegen die Beachtung der weitesten Kreise verdient. ... Durch das ganze Buch, das in großen Zügen die Weltanschauung eines auf allen Wissensgebieten bewanderten, geistig ausgereiften Mannes enthält, geht ein erfrischender Hauch wahrer Freiheit, die die beengenden Fesseln jeder Einseitigkeit, mag sie sich in Überlieferungen, Systemen und Parteiprogrammen breit machen, abgeworfen hat, ohne dabei den festen Boden unter den Füßen verloren zu haben. Es ist ein viel belesener Denker und ein vorurteilsloser evangelischer Christ, ein wahrhaft sittlicher Charakter und kein prüder Pedant, ein Freund des Vaterlandes und der staatlichen Ordnung und zugleich ein Fürsprecher der notleidenden Klassen, ein warmherziger Kenner der Geschichte der Menschheit und kein idealistischer Schwärmer, der in den „geschichtsphilosophischen Gedanken“ zu allen Gebildeten spricht und sie anregt, mit weitem Sinn und offenem Herzen die widerspruchsvollen Erscheinungen in Wissenschaft und Leben zu betrachten.

J. G.

